

GWENDOLYN KISTE



ROST
DIE
JUNGFERN

»Radioaktive Erzählkunst.«

Hellnotes

FESTA

GWENDOLYN KISTE

ROST
DIE
JUNGFERN

Aus dem Amerikanischen von Claudia Rapp

FESTA

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe *The Rust Maidens*
erschien 2018 im Verlag Trepidatio Publishing.
Copyright © 2018 by Gwendolyn Kiste
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten
eISBN 978-3-86552-954-1
www.Festa-Verlag.de

FESTA

*Für Bill, der mich
zu diesem Text inspiriert hat.*

*Und für Jess,
die den Text auf Hochglanz gebracht hat.*

1

Betet für die Rostjungfern.

Selbst nach all diesen Jahren rauben mir diese Worte augenblicklich den Atem.

Auf der Straße in der Nähe des alten Stahlwerks erschauere ich, als ich das Graffiti auf dem bröckelnden Asphalt lese und wieder lese. Die rot gesprühten Buchstaben sind verblasst, aber die Zeit hat sie nicht völlig ausradiert, nicht so, wie sie sollte.

Stattdessen erwarten mich hier meine Erinnerungen, heißen mich willkommen.

Vor mir erheben sich ein verrosteter Maschendrahtzaun und dahinter die gigantischen Schornsteine, die den Himmel berühren. Aber die sehe ich gar nicht. Mein Blick bleibt an diesen Worten kleben.

Betet für die Rostjungfern.

Kein Segen, kein Gebet dieser Welt hätte den Mädchen helfen können.

Mein Atem dampft und die Dezemberkälte dringt bis tief in meine Knochen, setzt sich dort fest. Cleveland. Es ist noch genau so, wie ich es verließ: kalt wie ein gebrochenes Versprechen und ebenso grausam. Es ist eine Stadt, die sich an alles erinnert, selbst an jene Dinge, die besser vergessen wären.

Ich zittere in der Dunkelheit, trage mein gesamtes Leben in einer Reisetasche eng an mich gedrückt. Ich hätte meine Mutter von der Greyhound-Station in der Chester Avenue am anderen Ende der Stadt aus anrufen können, als ich vor einer halben Stunde ankam. Aber das habe ich nicht getan. Ich wollte zuerst hierherkommen, und zwar allein.

Irgendwie hatte ich geglaubt, dass es etwas ändern würde, wenn ich diesen Ort nach all den Jahren wiedersah. Aber nun, da ich hier bin, fühle ich mich noch schlechter als zuvor.

Ich wende mich von dem Graffiti ab und betrachte die Überreste der Skyline. Das Stahlwerk liegt fast eine Meile vom Haus meiner Eltern entfernt. Das wird eine lange Meile werden, wenn der Wind seine dunklen Lügen über den See hinwegflüstert.

Ich schlage den Kragen meiner Jacke hoch. Wenn ich mich noch eine Weile länger draußen in der Kälte aufhalte, riskiere ich eine Lungenentzündung, und das geht gar nicht. Cleveland hat es damals nicht geschafft, mich umzubringen, und ich werde verdammt noch mal nicht zulassen, dass die Stadt mich gleich in der Nacht meiner Rückkehr ermordet.

Es ist noch nicht Mitternacht; meine Mutter würde mich immer noch abholen, wenn ich sie anriefe. Ich verziehe das Gesicht bei dem Gedanken. Hier stehe ich, 46 Jahre alt, und brauche immer noch eine Mitfahrgelegenheit. Für mich hat sich gar nichts verbessert, seit ich von hier weg bin. Ich bin älter geworden, weiser aber nicht.

Also mache ich mich allein auf den Weg, vorbei an all den Orten, die ich einst kannte.

Da ist die presbyterianische Kirche mit den Mauern voller Pockennarben, den fehlenden Dachschindeln und dem Buntglasfenster mit dem Riss mitten hindurch. Ich muss automatisch lächeln. Nach allem, was diese Kirchengemeinde uns angetan hat, ist dieser Verfall genau das, was die Kirche verdient.

Da ist der Eckladen, der früher 24 Stunden geöffnet hatte, stets Kaffee auf der Heizplatte und eine kleine goldene Klingel über der Tür, um jeden Kunden anzukündigen, der den Laden betrat oder verließ. Das gesamte Gebäude ist mit Brettern vernagelt, auch wenn man die alten Werbeplakate noch sehen kann, die aus den

halb zerbrochenen Fenstern winken. Die Preise stimmen längst nicht mehr. Es ist 2008; Zigaretten kosten mindestens einen Dollar mehr als das, was dort steht. Der Laden muss schon vor zehn Jahren zugemacht haben, aber die Preise im Fenster sind geblieben. Gefangen zwischen den Zeiten. Gefangen, so wie ich.

Vorbei am Gerippe einer alten Telefonzelle von Bell Atlantic. Der Hörer ist schon lange nicht mehr da, aber ich bin mir fast sicher, dass ich ein Kichern aus dem Ende des abgerissenen Kabels knistern höre. Ich schüttele den Kopf und rede mir ein, dass es der Wind ist.

Ich bin jetzt nur noch einen Block entfernt, was bedeutet, dass ich es nicht länger vermeiden kann. Denton Street ist eine Sackgasse, daher führt der einzige Weg zu meinen Eltern an dem einen Haus vorbei, das ich nicht wiedersehen will.

Das Haus, in dem meine Cousine Jacqueline aufwuchs.

Ich senke den Kopf und blicke auf den Gehweg hinab, meine Stiefel schieben sich zwischen den gezackten Rissen im Zement vorwärts. Als ich näher komme, verspreche ich mir selbst drei Dinge.

Ich werde nicht hinaufschauen zu ihrem terrassierten Haus.

Ich werde mir nicht vorstellen, sie wäre dort drin, würde barfuß den Flur entlangtanzen, mit Schritten, die leiser als die eines Gespensts waren.

Ich werde nicht auf ihr Lachen lauschen, gläsern und süß wie ein Sommertag.

Ich werde nichts von alledem tun, werde ich nicht, werde ich nicht.

Aber es spielt gar keine Rolle. Als ich die Stufen zum Haus meiner Eltern erklimme, habe ich bereits alle drei Versprechen gebrochen.

Ich klopfe an die Tür meines Zuhauses, und meine Mutter

macht auf.

»Wieso hast du mich nicht angerufen?« Sie seufzt mich an. »Ich hätte dich doch abgeholt, Phoebe.«

Ich erschrecke beim Klang meines eigenen Namens, hier an diesem Ort. Es fühlt sich an wie eine Spinne, die mir den Rücken hinaufkrabbelt. »Passt schon«, murmle ich. »Es war ja nicht so weit.«

Das ist nicht wahr, und wir wissen es beide, aber meine Mutter widerspricht mir nicht. Sie tut gar nichts. Sie kommt nicht auf mich zu, um mich zu umarmen, sie bittet mich auch nicht herein. Wir stehen einen Moment lang zu beiden Seiten der Schwelle, betrachten einander. Ihr Gesicht hat sich nicht so sehr verändert, wie es sollte. Es ist so lange her, und doch sieht sie immer noch aus wie meine Mutter. Ich frage mich, ob ich immer noch aussehe wie ihre Tochter.

Drinne klingelt das Telefon, ein altmodisches Ding, das an der Wand befestigt und eingesteckt ist. Sie geht, um den Anruf anzunehmen, lässt die Tür dabei offen. Ich bleibe stehen, bin nicht sicher, was ich tun soll. Ich hätte nicht mehr von ihr erwarten sollen. Meine Mutter und ich waren nie groß darin, Zuneigung zu zeigen. Und das ist auch gut so. Der Gedanke, dass mich jetzt jemand anfassen könnte – hier in dieser Stadt, in dieser Straße –, verursacht mir eine solche Übelkeit, dass ich fast nicht mehr stehen kann.

Mit einem tiefen Atemzug husche ich ins Haus und lasse die Tür hinter mir einrasten.

»Danke«, höre ich sie in der Küche sagen. »Bitte sagen Sie ihm, dass ich ihn liebe.«

Der Hörer klappert auf die Gabel, und sie kehrt ins vordere Zimmer zurück, die Falten tiefer ins Gesicht gegraben als zuvor.

Ich frage nicht nach, wer dran gewesen ist. Das ist leicht zu erraten. Jemand vom Sweet-Evergreen-Pflegeheim zweifellos. Diese heiteren Namen für Orte, wo die Menschen zum Sterben hinziehen, habe ich schon immer

verabscheut. Als würde es ausreichen, der letzten Zuflucht, dem letzten Willen meines Vaters einen optimistischen Namen zu geben, um ihn davor zu bewahren, dass sein Verstand in sich zusammenschrumpft. Ganz gleich wohin er geht oder was die Ärzte dort mit ihm anstellen, seine Vergangenheit wird ihm mit jedem Tag weiter entrissen, wie Treibholz in den vergessenen Untiefen des Lake Erie. Als ich das letzte Mal mit ihm am Telefon sprach, konnte er sich keinen Reim auf mich machen, erkannte nicht einmal die Stimme seines einzigen Kindes. Im Hintergrund schluchzte meine Mutter so heftig, dass sie ihm den Hörer nicht wegnehmen konnte, weswegen ich in der Endlosschleife seiner Fragen gefangen blieb.

»Wer ist da? Kenne ich Sie? Woher kommen Sie? Wer ist da?«

Ich war zu betäubt, um zu antworten. In der darauffolgenden Woche brachte meine Mutter ihn nach Sweet Evergreen, eine lange Fahrt hinüber auf die East Side von Cleveland. Und nun bin ich an seiner statt hier. Zurückgekehrt, um ihr zu helfen, das aufzuräumen, was von ihrer beider Leben übrig ist. Das war es mit den goldenen Jahren meiner Eltern.

»Es ist zu spät, um Essen zu bestellen«, stellt sie fest. »Aber im Kühlschrank ist noch Pizza.«

Ich schüttle den Kopf. »Ich habe keinen Hunger.«

Ich hätte mir gar nicht die Mühe machen müssen zu antworten, denn meine Mutter kehrt in die Küche zurück, wo sie zwei schleimige Stücke des gestrigen Abendessens aufwärmt und sie mir auf einem vergilbten Pappteller serviert. Ich setze mich an den wackligen Kartentisch in der Ecke und beklage mich nicht. Die Esszimmermöbel haben sich bereits in eine Lagereinheit verabschiedet, ebenso wie die Couch, auf der ich mich als Teenager jeden Sommer breitgemacht habe, und die Stereoanlage von Montgomery Ward, die ich so laut aufdrehte, dass Bob Seger beinahe die Boxen platzen ließ. Im Haus hallt ein

Echo nach, wo einst meine Kindheit stattgefunden hat.

Nachdem ich zähen Käse und fettigen Teig hinuntergewürgt habe, sitzen wir schweigend beisammen. Es gäbe eine Menge zu bereden, aber es gibt keine Möglichkeit, durch die Schichten der Jahre zu dringen, um an das weiche Mark zu gelangen. Ganz sicher wollen wir nicht über *sie* reden, diese fünf Mädchen, die sogenannten Rostjungfern. Als meine Mutter den Teller in den Müll wirft, schleiche ich mich nach oben davon, in mein Zimmer. Ich rechne damit, dass es ebenfalls leer steht, aber ich habe mich geirrt. Alles ist noch genau so, wie ich es mit 18 verlassen habe, jeder staubige Nippes an seinem Platz. Von der hinteren Wand starrt mir ein Poster vom *Weißem Hai* entgegen. Die Klebstreifen an den Ecken lösen sich zwar, aber sonst ist das Ding intakt. Als ich 13 war, habe ich den Platzanweiser des alten Kinos an der Kamms Plaza mit meinem Taschengeld für den gesamten Monat bestochen, damit er das Poster für mich aufhebt, wenn der Film nicht mehr läuft.

»Das ist es mir wert«, sagte ich damals zu Jacqueline, als wir danach nach Hause gingen. Sie lachte bloß.

Das süße, glasklare Lachen, das ich immer noch höre.

Meine Mutter taucht neben mir im Türrahmen auf. »Ich dachte, es wäre unverschämt, deine Sachen abzutransportieren«, erklärt sie, als hätte ich darum gebeten. Habe ich aber nicht. Ich möchte lieber nicht, dass sie mir irgendetwas über dieses Haus erklärt.

»Ich schlafe unten«, verkünde ich und ziehe die Tür zu.

Aber bevor ich mich zur Treppe wenden kann, greift meine Mutter nach meiner Hand.

»Phoebe«, sagt sie und zieht mich in ihre Arme. Die Last der Zeit, die wir verloren haben, wiegt plötzlich schwerer, als ich mir je hätte vorstellen können. Das Gewicht von 28 Jahren. So lange ist es her: 28 Jahre, vier Monate und acht Tage. Ich weiß es immer ganz genau, füge jeden Morgen einen weiteren Strich hinzu, während ich meinen Kaffee

mit Weißer trinke, als wäre ich eine gelangweilte Gefangene, die im Kerker ihres eigenen Lebens mitzählen muss.

»Ich habe dich vermisst.« Sie drückt mich noch etwas enger an sich. »Danke, dass du zurückgekehrt bist.«

»Danke, dass ich hier sein darf«, gebe ich zurück und weiß doch nicht, ob ich es aufrichtig meine oder nicht.

So stehen wir lange da, als wären wir Mutter und Tochter, wie es sich schickt. Eine erträgliche Lüge.

»Ich sollte zu Bett gehen«, sagt sie dann und verschwindet ohne ein weiteres Wort über den Flur.

Die ganze Nacht tapse ich die Treppe hinauf und hinunter, durch ausgehöhlte Räume, ein Geist in meinem Leben – oder vielmehr in dem, was einmal mein Leben gewesen ist. Vergangenen Monat hat meine Mutter das Haus an eine Investmentfirma verkauft. Die reißen die ganze Straße ab und wollten dort Eigentumswohnungen bauen. Das hatten sie jedenfalls vor, bis die Rezession über sie hinweggerauscht ist. Aber da sie nun schon einmal die Baugenehmigungen haben und die Abrissfirma bezahlt ist, wird trotzdem alles dem Erdboden gleichgemacht. Einfach so, weil es Spaß macht, nehme ich an.

In der Küche schleiche ich auf Zehenspitzen durchs Dunkel und öffne die Tür zur angrenzenden Garage. Mir stockt der Atem.

Mein Chevy Impala, hellgrün wie Schälerbsen und in tadellosem Zustand. Mein Vater, dessen schwierige Mechanikerhände ihn stets juckten, wenn es etwas zu basteln, zu reparieren gab, muss den Wagen gepflegt und für den Tag bewahrt haben, an dem ich heimkommen und wir gemeinsam daran arbeiten würden. Ganz gleich wie oft ich meinen Eltern erklärt hatte, dass ich nicht zurückkommen würde, sie glaubten fest daran.

»Vielleicht dieses Weihnachten«, schlugen sie am Telefon

vor, aber der Dezember verging jedes Mal wieder ohne einen Besuch von mir, bis heute. Nun bin ich da, aber mein Vater ist fort. Alles, was ich tue, fühlt sich immer an, als wäre ich einen Augenblick zu spät dran.

Ich schalte das Licht in der Garage aus und schließe die Tür hinter mir.

Draußen husche ich durch den Garten, überwuchert und grau, und ich weiß bereits, wohin ich gehe. Ich bin verblüfft, dass dieser Ort noch existiert. In der Dunkelheit ist es nicht mehr als ein Schatten hoch oben in der Ulme, aber ich könnte es auch mit geschlossenen Augen ganz deutlich erkennen.

Als ich jung war, hatten die anderen Mädchen Schminktische und riesige Lidschattenpaletten und Schränke voller Jeans mit ausgestelltem Bein, Hosenröcke und Schluppenblusen. Ich hatte ein Insektenhaus. Zum 13. Geburtstag bauten mein Vater und ich gemeinsam ein Baumhaus zu einer Sommerfrische für Schmetterlinge und Leuchtkäfer und einjährige Zikaden um. Das war meine Vergangenheit und hätte auch meine Zukunft sein sollen. Ein Mädchen, bei dem sich alles um Insekten drehte, das an die Uni gehen und alles über Insekten lernen würde, das Insekten aufzog, studierte und liebte. Heute ist von diesem Traum nur das übrig, was in den Ästen eines alten Baums vor sich hin fault. Der Baum steht allein im Garten meiner Eltern, ringsherum leere Grundstücke, wo einst viele Häuser standen.

Mit unsicheren Füßen kletterte ich die Strickleiter hinauf. Sie ist ausgefranst und wackelig, und ich sehe schon halb kommen, dass sie mein Gewicht nicht tragen wird, aber ich gelange bis nach oben und stehe auf der Schwelle zu dem, was einmal mir gehört hat. Dann trete ich ein; die Decke ist gerade hoch genug, dass ich den Kopf nicht einziehen muss. Es riecht modrig, ein schweres Gemisch aus verrotteten Blättern und Erde und einer Vergangenheit, die besser vergessen bleibe.

Hier in der Finsternis sollte ich allein sein, aber das bin ich nicht. Da liegt etwas zusammengerollt an der gegenüberliegenden Wand und scheint sich zu bewegen. Die Nacht umweht mich, und ich keuche erstickt auf. Ich muss einen Geist überrascht haben.

Aber die Gestalt regt sich, und ich sehe, dass es nur ein schlafendes junges Mädchen ist, kleiner als ein Schatten und beinahe ebenso substanzlos. Ihre Augen öffnen sich und blicken erschrocken zu mir hoch.

»Tut mir leid«, murmelt sie und kommt hastig auf die Füße.

Ich starre auf die Gestalt, die von der Dunkelheit immer noch halb verborgen wird. »Was machst du denn hier?«

»Ich weiß nicht«, erwidert sie mit einem Schulterzucken. »Ich komme einfach manchmal hierher. Zum Nachdenken.«

»Weiß Mrs. Shaw das auch?«, frage ich, und die Frage erscheint mir komplett falsch. Es ist immer komisch, von der eigenen Mutter so förmlich zu sprechen, aber noch komischer, wenn du deine Mutter nicht einmal mehr kennst. Das Mädchen schüttelt den Kopf. »Das weiß eigentlich niemand«, sagt sie. »Es juckt auch niemanden. Hast du dir das Viertel in letzter Zeit mal angesehen?«

Ich stoße unwillkürlich ein Lachen aus.

Das Mädchen zögert, betrachtet mich im Mondlicht. »Du bist Phoebe, nicht wahr?«

Ich antworte nicht, aber sie weiß, dass sie recht hat. Sie befindet sich schließlich in meinem Garten.

Das Mädchen mustert mich weiter mit strahlenden, hoffnungsvollen Augen. Sie hat einen so naiven Blick, dass ich beinahe damit rechne, dass sie jeden Moment ein Notizbuch und einen roten Stift hervorholt und mich um ein Autogramm bittet. Eine schaurige, zweifelhafte Berühmtheit – das ist aus mir geworden.

»Ich bin Quinn«, stellt sie sich vor, als hätte ich sie nach ihrem Namen gefragt. Da wird mir klar, dass ich das hätte tun sollen, dass es höflich gewesen wäre, dass jeder mit ein

wenig Manieren danach gefragt hätte. Aber heutzutage habe ich so selten mit Menschen zu tun, dass ich mich gar nicht mehr erinnere, was normal ist. Ich bin eine Frau mit fast einem halben Jahrhundert Lebenserfahrung, die immer noch nicht gelernt hat, überzeugend einen Menschen darzustellen.

»Ich bin Phoebe«, sage ich. Es geht mir nicht darum, ob sie weiß, wie ich heiße, sondern darum, dass ich meinen Namen offenbar selbst nicht kenne. Ich sage mir, dass es gut ist, ihn immer wieder auszusprechen, um mich daran zu erinnern, wer ich bin. Quinn tritt aus dem Schatten und setzt sich im Schneidersitz neben mich. Ich rechne damit, dass sie mich über die Mädchen ausfragen wird, darüber, was mit ihnen geschehen ist, aber sie tut genau das Gegenteil. Sie erzählt von sich. Ihre gesamte Lebensgeschichte sprudelt in einer Minute aus ihr heraus – sie ist 18 und ziellos und verzweifelt, weil sie dieser Stadt entkommen will –, und ihre Stimme wird beim Sprechen immer höher, sodass ich mich frage, ob ich der erste Mensch bin, der ihr zuhört, der ihr tatsächlich zuhört.

Ich bleibe neben ihr sitzen und sage kein Wort, und dann fühle ich mich plötzlich grundlos schuldig. Es liegt wahrscheinlich daran, dass ich mich inzwischen kaum noch für mich selbst interessiere. Das heißt aber auch, dass sich dieses Mädchen nicht darauf verlassen kann, dass ich mich für sie interessiere.

»Ich kann nicht fassen, dass du es bist«, stellt sie atemlos fest, nachdem sie die Geschichte ihres Lebens vor mir abgespult hat. »Wir dachten, du würdest niemals zurückkehren.«

Beinahe hätte ich gefragt, wer mit ›wir‹ gemeint ist, aber ich habe das Gefühl, die Antwort könnte mir nicht gefallen, also bleibe ich in der Hocke sitzen und starre zu Boden, sage immer noch nichts, während meine Finger den Linien folgen, die in den Boden geritzt sind. Ein Dreifachmond. Es ist ein wunderschönes Symbol: zwei Halbmonde zu beiden

Seiten eines Vollmonds.

»Das habe ich nicht da reingeschnitzt«, sagt Quinn, als hätte ich ihr das vorgeworfen. »Es war schon immer da. Zumindest seit ich klein war.«

Ich nicke. Ich weiß, dass es nicht ihr Werk ist. Denn ich erinnere mich daran, wer es eingeritzt hat, wessen Hand dieses Zeichen hinterlassen hat, das niemals ausradiert werden kann. »Ich sollte jetzt gehen.« Ich ziehe meine Finger von den Linien zurück und rücke auf den Ausgang zu. »Du solltest wohl auch nach Hause gehen.«

»Nach Hause?« Quinn macht ein spöttisches Gesicht und blickt dann in den Dunst der Stadt hinaus. »Niemand in dieser Straße hat mehr ein Zuhause.«

Ich klettere die zerfaserte Strickleiter hinunter, aber das hält sie nicht davon ab, mir zu folgen. Dabei quasselt sie die ganze Zeit, auch wenn ich mich anstrenge, ihr gar nicht zuzuhören. Ich habe genug eigene Probleme. Ihre brauche ich nicht auch noch.

Ich eile auf die Hintertreppe zu, will sie unbedingt loswerden, aber die Tür ist verschlossen. Natürlich ist sie das. Dieses Schloss rastet immer ein. Mein Dad hat es nie repariert, obwohl er sagte, dass er das tun würde.

Ich gehe weiter, zwischen den Häusern hindurch in Richtung Vordertür. Ich werde noch einmal klopfen müssen. Das wird zur merkwürdigen Angewohnheit: Ich muss darum bitten, dass man mich in mein Haus einlässt. Quinn hält hinter mir Schritt.

Am Ende der Sackgasse stehen die Planierdrauben bereit für ihr Tagwerk. Neben dem Grundstück mit den Schutthügeln, wo einst die Villa stand, wird ein weiteres verlassenes Haus für den Abriss vorbereitet. Glas und Holz und Gips und all die anderen Stoffe, die unserem Leben seine Form gaben, werden in einem einzigen Augenblick zu Staub zermalmst werden.

»Phoebe.« Quinn legt eine Hand auf meinen Arm und ich drehe mich zu ihr um.

Bitte lass mich einfach in Ruhe, möchte ich sagen. Geh weg, geh weg, geh einfach weg.

Aber nun beginnt der Sonnenaufgang und im schwachen Schein des ersten Tageslichts sehe ich ihr Gesicht zum ersten Mal richtig deutlich. Sie sieht aus wie jemand, den ich einmal kannte. Die Art, wie ihr kupferfarbenes Haar ihr über die Augen fällt, wie sie auf der Unterlippe kaut, die flüsterleisen Schritte, als würde sie schweben, direkt über dem Gehweg tänzeln.

Ich kenne dieses Mädchen nicht. Ihre Familie ist erst in die Straße gezogen, nachdem ich fortging. Aber das ändert nichts daran, wie sehr sie mich an *sie* erinnert. Auf eine Art erinnert sie mich an all diese Mädchen. Wie fehl am Platz sie wirkt, obwohl sie hier zu Hause ist.

»Darf ich dir etwas zeigen?«, fragt sie, und ich kann nicht anders.

Ich sage Ja.

Nun folge ich ihr, den Gehweg hinunter, an einer Reihe ausgehöhlter Gebäude vorbei.

»Sieht aus, als wären die meisten Menschen schon weggezogen«, stelle ich fest.

Quinn nickt. »Seit Jahren ziehen Leute weg. Wir haben nur noch eine Woche, bis wir auch raus sein müssen.«

Auf halbem Weg die Straße hinunter bleibt sie vor einem Haus stehen. Still und verlassen und altvertraut steht es da.

»Hier wohnten Dr. Ross und seine Familie.« Sie wirft mir einen Blick zu. »Violet war seine Tochter.«

Ich schlucke schwer. »Ich weiß«, sage ich und wünsche, dem wäre nicht so.

Quinn geht auf die Vordertür zu, aber ich bleibe zögernd im Vorgarten stehen. Sie sieht sich nach mir um.

»Es interessiert niemanden, wenn wir da reingehen.« Sie steigt die Vorderstufen hoch. »Wie gesagt, hier kümmert sich niemand mehr um irgendetwas.«

Leere Häuser sehen nie so aus, wie man sich an sie

erinnert. Aber die Familie von Dr. Ross hat einige Stücke zurückgelassen, und das reicht, um die Erinnerung heraufzubeschwören. Ein umgekippter Beistelltisch an der Wand. Ein rotes Anbausofa, das in der Ecke vor sich hin schimmelt; der Samtbezug wirft Falten an den Kanten. Eine speckige Ledertasche, aus der ein verrostetes Stethoskop hervorschaut.

»Ich gehe hier manchmal auf Erkundungstour«, erklärt Quinn. »So habe ich es gefunden.«

Sie führt mich einen Korridor entlang und in ein schmales Zimmer hinein. Violets Zimmer.

»Du hast das Zeichen im Baumhaus erkannt«, flüstert Quinn, und ich frage mich, wen sie hier nicht stören oder aufscheuchen will. »Ich glaube, das hier erkennst du auch.«

Sie zeigt auf eine Stelle auf dem rohen Putz. Meine Kehle wird ganz trocken, und ich gehe sacht näher heran. Es ist ein grobes Symbol, nicht mit demselben eleganten Schwung eingeritzt wie das andere, aber es ist unheimlich, wie ähnlich es aussieht. Zwei Halbmonde, die einen Kreis flankieren. Ein Dreifachmond.

Ich strecke die Hand aus und berühre das Symbol. Es scheint nicht auf die Wand gezeichnet worden zu sein, sondern sieht aus, als käme es von innen. Etwas hat es von hinter dem Putz hineingekratzt.

Quinn beobachtet mich schweigend. »Das hat mit den Mädchen zu tun, nicht wahr?«, will sie wissen. »Mit den Rostjungfern?«

Aber ich werde mir das nicht anhören. Ich schüttele den Kopf und rücke von ihr, von der Wand ab. »Du siehst Dinge, wo gar nichts ist«, sage ich. »Und du belästigst mich damit. Bitte hör auf, mich zu belästigen.«

»Aber Phoebe ...«

Ich warte kein weiteres Wort ab. Ich senke einfach trotzig den Kopf und stürze aus dem Zimmer.

Quinn ruft mir erneut etwas nach, aber ich renne bereits

durch den Flur, zur Tür hinaus und den Gehweg entlang, wobei der Sound der Abrissfirma jeden meiner Schritte begleitet. Es ist nicht real. Nichts an diesem Ort ist real, am allerwenigsten Quinn. Sie ist ein Niemand, genau wie ich. Ein dummes, abergläubisches kleines Mädchen. Das ist alles. Ich darf mir nicht einreden lassen, dass mehr dran ist an dem, was sie sagt oder mir zeigt.

Die Haustür meines Elternhauses ist jetzt nicht mehr abgeschlossen und ich betrete es.

»Mom?« Ein Echo in der Leere. »Wo bist du?« Ich will mit ihr reden. Ich will hier nicht allein sein.

Aber im Wohnzimmer ist es still. Keine Möbel, keine Eltern, nur eine alte Bibel, die in der Ecke liegen geblieben ist und Staub anzieht. Meine Mutter ist weg, vielleicht nur für eine Minute, vielleicht für den ganzen Tag, und sie ist gegangen, ohne Auf Wiedersehen zu sagen. Nun bin ich allein an diesem Ort, an dem ich nicht sein will.

Wieder denke ich an das Haus, das Quinn mir gezeigt hat, an das Symbol an der Wand. Wer hat es gezeichnet? Und warum? Sie können es nicht gewesen sein. Sie können nicht hierher zurückgekehrt sein. Nicht jetzt. Nicht nach all den Jahren.

Ich atme ein. Das ist doch lächerlich. Ich bin eine erwachsene Frau, die sich selbst Angst einjagt, indem sie die Vergangenheit heraufbeschwört. Ich muss anfangen, Sachen zusammenzupacken. Ich muss irgendetwas tun. Deswegen bin ich doch zurückgekommen. Um diese Gespenster wegzupacken, zur ewigen Ruhe zu betten. Das werde ich tun.

Ich wende mich zur Treppe, die hinauf zu meinem Zimmer führt, als ein Schatten durchs Fenster fällt und einen dunklen Streifen auf den Boden wirft. *Du bist zurück*, hätte ich beinahe mit aufblühender Erleichterung gesagt, aber als ich den Blick auf das vordere Fenster richte, schnürt mir die Furcht die Luft ab. Die Gestalt da draußen ist nicht meine Mutter. Es ist auch nicht Quinn. Da ist

jemand anderes auf der Veranda. Schlank und geschmeidig
und vertraut wie ein wiedergeborener Albtraum.

Und, o Gott, ich glaube, ich weiß, wer das ist.

2

Am Morgen unserer Abschlussfeier der High School schlich ich mich in der Dämmerung nach draußen, um meine Insekten zu füttern.

Die aufgehende Sonne spielte mit meinen Haaren, als ich mit einer Tupperdose unter dem Arm die Strickleiter in die Ulme hinaufkletterte. Die Industrie-Skyline ragte wie immer im Dunst über mir auf, mit ihrem Schleier aus Smog, der wie ein ewiges Omen dräute. Unter mir lag still die Denton Street, aber diese Ruhe würde nicht von Dauer sein. Meine Eltern würden bald aufstehen, alle anderen ebenso. Es war ein großer Tag für uns, denn an jenem Morgen gab ein weiterer Jahrgang zielloser Jugendlicher aus der Nachbarschaft vor, erwachsen zu werden. Die Klasse von 1980. Ich konnte kaum erwarten zu sehen, wie spektakulär wir alle dabei scheitern würden.

Oben angekommen zog ich die Plastikplane beiseite, die über mein Baumhaus gespannt war, und schob mich hinein. Ein wildes Gemisch unterschiedlicher Requisiten machte mein Reich aus. Eine durchsichtige Abdeckung vor den Fenstern sorgte dafür, dass die Wärme im Innern blieb, wobei eine Öffnung in Form eines Schlüssellocks sicherstellte, dass die Insekten nicht meine Gefangenen waren. In den Ecken stapelten sich Tablett voller Larven, und an der Wand gegenüber dem Zugang gedieh eine Reihe von Pflanzen, die Insekten auf der Suche nach einem Mitternachtssnack alles bot, was ihr Herz begehrte.

Aber ich brachte ihnen ihre Leibspeise. In der Mitte des Baumhauses öffnete ich den geriffelten Deckel der orangegelben Tupperdose, in der sich in Honigwasser

getränkte Orangenscheiben und Apfelschnitze – Navel und Gala, genauer gesagt – verbargen. Ein exquisites Festmahl, das die Schmetterlinge mit gefrässiger Freude vertilgten.

Nachdem ich ihnen also ihr Frühstück serviert hatte, legte ich mich auf die Planken, kreuzte die Arme vor der Brust und lauschte auf das Flattern von hundert eifrigen Flügeln.

Niemand im Viertel verstand diesen Ort. Auch mich verstand niemand. Sie sahen ja auch nicht, wie diese winzigen Wesen sich am Zucker labten und mit jedem Zucken ihrer Fühler ihren Dank ausdrückten. Und es gab hier nicht nur Schmetterlinge. Glühwürmchen, Zikaden, Grashüpfer, Gottesanbeterinnen: Bei mir war fast alles willkommen, was nicht menschlich war.

»Wer hält sich denn lauter Geziefer in einem wackligen Insektenhotel?«, hatte meine Mutter gefragt, als ich sie darum bat, das Baumhaus in ein solches umzuwandeln. Mein Vater, der stets auf meiner Seite war, riet mir, etwas zu finden, das sie überzeugen würde, also verzichtete ich auf Jugendzeitschriften wie *Tiger Beat* und *Seventeen* und durchsuchte stattdessen jeden *Reader's Digest* und jede Ausgabe des *National Geographic*, bis ich endlich auf einen Artikel über genau so eine Hütte in England stieß. Die Farbfotos reichten ihr offenbar, denn sie erlaubte mir einen Versuch. Als nach dem ersten Jahr klar war, dass die Insekten bei mir nicht allesamt verendeten, erlaubte sie mir, das Experiment dauerhaft weiterzuführen.

»Solange deine Noten weiter gut sind«, meinte meine Mutter, der nicht klar war, dass diese Tierchen besser waren als jede Note. Sie waren meine Träume, die in diesem unter Plastik begrabenen Treibhaus flatternd zum Leben erwachten. Das war die einzige Zukunft, die ich mir vorstellen konnte: Insekten aufziehen an ruhigen Orten. Ihr Leben ergab mehr Sinn als das der Menschen. Sie stritten sich nie endlos um irgendetwas, und sie schlossen auch niemanden nur so zum Spaß aus. Sie besaßen Anstand und

Sanftheit, waren von allen Wesen am ehesten lebenswürdig, und sie folgten beruhigenden Mustern, manchmal im Tagesrhythmus, manchmal sogar auf die Stunde genau. Fressen, schlafen, sich vermehren: Ihr Leben folgte einem klaren Plan.

Ich folgte meinen eigenen Mustern. Hinter dem Topf mit Wolfsmilch tastete ich blind umher, bis ich meinen Schatz mit festem Griff bergen konnte: eine Thermosflasche mit rotem Schottenkaromuster. Ich schraubte den gelben Deckel ab und nahm einen großen Schluck, obwohl ich nicht sicher war, was ich hineingefüllt hatte. Es brauchte nur einen Moment, bis sich der weiche Melasse-Geschmack in meinem Mund ausbreitete und ich schmeckte, was ich da trank.

Myers's Rum, gemischt mit einer Flasche Coke, inzwischen schal und flach wie die Küstenlinie Clevelands. Spielte keine Rolle. Ich lächelte und trank noch einen Schluck. Das schien mir nur fair. Es gab Nektar für die Schmetterlinge, und für mich gab es eine andere Art Nektar. Alles okay, wenn es nur die endlose Ödheit vertrieb, die daraus resultierte, dass ich in dieser Sackgasse, in dieser Stadt lebte, die nur eine größere Sackgasse darstellte.

Mit einem Schwirren im Kopf verabschiedete ich mich von meinen Insekten und kletterte wieder hinab in die Welt. Vor der Abschlussfeier musste ich noch jemanden treffen.

Vorn auf der Straße wachte das Viertel gerade erst auf. Oder das, was vom Viertel übrig war. Nach der letzten Entlassungswelle im Stahlwerk hatten wir fast ein Drittel aller Familien in der Straße verloren, und die leeren, seelenlosen, vorhanglosen Häuser erinnerten uns Tag für Tag an deren Abwesenheit. Selbst eine Villa im Stil Frank Lloyd Wrights stand stumm am Ende der Sackgasse wie eine trostlose Mahnung an das, was kommen würde, ganz gleich wer man war und wie gut man für die Zukunft vorgesorgt hatte.

Der Junimorgen war kälter als gerechtfertigt, und ich schlang meine Arme um meinen Körper, um nicht zu zittern. Auf dem Gehweg folgten meine Füße einer Spur. Ich blieb auf dem bröckelnden Beton stehen und starrte auf die feuchte Fußspur hinab, durch die ich hindurchgegangen war. Das Wasser war dunkel und seltsam, wie Morast. Ich folgte der Fährte so weit, wie ich konnte, aber am Bordstein brach sie abrupt ab. Ich drehte mich um und wollte sie bis zu ihrem Ursprung zurückverfolgen, als eine Stimme von einer nahen Veranda herüberschwebte.

»Hallo Phoebe.«

Ich lächelte schon, bevor ich sie erspähte. Jacqueline. Drei Monate jünger als ich. Sie war meine Cousine, aber in Wahrheit weit eher mein Zwilling. Wir hatten alles zusammen gemacht – unseren ersten Zahn bekommen, unsere ersten Worte gesprochen, unsere erste Zigarette geraucht. Wir waren praktisch die zwei Hälften eines einzigen Mädchens.

Sie trug bereits ihre Kappe und ihren Talar und sah aus, als hätte sie es eilig, die Sache hinter sich zu bringen.

»Bist du bereit?«, fragte ich.

»Bin ich.« Jacqueline machte einen unsicheren Schritt in meine Richtung und sah sich zur Tür ihres Hauses um.

»Vergiss sie doch«, sagte ich lachend.

»Wenn das doch nur die Lösung wäre.« Jacqueline schenkte mir ein rasches, unglaubliches Lächeln. Sie war der einzige Mensch, den ich kannte, der manchmal aussah, als würde er weinen, selbst wenn ihr Gesicht ganz entspannt war.

Und wie ein Wirbelwind aus Lockenwicklern und finsternen Blicken erschien auch schon einer der Hauptgründe dafür: Tante Betty, die aus dem Haus hervorwalzte, um sich auf mich zu stürzen.

»Raus hier«, fauchte sie. Es war kein Geheimnis, was sie von mir hielt. Ich trug die falschen Klamotten, sagte die

falschen Dinge und vor allem trank ich zu viel. Was immer ein braves Mädchen tat, ich tat das Gegenteil. Was bedeutete, dass ich nur Unglück brachte. Ein schlechter Einfluss war. Nichts als Ärger für Jacqueline.

Ich floh zurück auf den Gehweg, die neutrale Zone, aus der Tante Betty mich kaum verjagen konnte, auch wenn sie es vielleicht wollte. Wir standen in einem Patt, sie an der Verandakante und ich zwei Schritte von der Straße weg.

»Du kennst die Regeln, Phoebe.« Sie packte Jacquelines Arm. »Sie geht nirgendwo allein mit dir hin.«

Zusammen verschwanden sie zurück ins Haus, und ich seufzte. So lief das andauernd ab. Sie tauchte aus dem Nichts auf, um mich zu warnen, und ich rannte davon, blieb aber nicht weg.

Ich wartete, lungerte am Rand des Rasens in ihrem Vorgarten herum und zählte stumm im Kopf die Sekunden. Als ich bis zehn gezählt hatte, erschien Jacqueline an ihrem Fenster im ersten Stock und winkte herunter.

»Bis bald«, formte sie lautlos Worte durch die Scheibe, und ich lächelte ihr zur Antwort zu.

Zu Hause wartete meine Mutter im Wohnzimmer auf mich. Eine Virginia Slim hing zwischen ihren geschürzten Lippen. »Ist Betty dir wieder aufs Dach gestiegen?«

»Macht sie doch immer«, gab ich zurück und fummelte am Plattenspieler herum.

Meine Mutter zögerte, sprach die nächsten Worte höchst bedächtig aus. »Möchtest du, dass ich mit ihr rede?«

Ich brummte nur und setzte die Nadel auf die Rille. »Glaubst du wirklich, das würde etwas ausrichten?« Der einzige Mensch, den Tante Betty mehr als mich hasste, war meine Mutter.

Sie wollte noch etwas sagen, aber Tom Petty war schneller und schnitt ihr das Wort ab. Seine näselnde Stimme strömte aus den Lautsprechern, und ich murmelte den Text von *American Girl* mit.

Schwere Schritte schlurften über unseren Köpfen umher,

und unsere Blicke gingen zur Decke.

»Er kommt bald herunter«, versprach meine Mutter.
»Sag nichts über morgen.«

»Werde ich nicht.« Ich war ja keine Närrin. Wir wussten alle, dass es besser war, nicht darüber zu sprechen, bis es passierte, auch wenn es natürlich passieren würde. Es war immer dasselbe, alle paar Jahre: Die Gewerkschaft Eisen und Stahl traf sich zur Urabstimmung, man entschied sich zur Solidarität, und die Streiklinie formierte sich, um wochenlang überzeugt zu protestieren. Aber ganz gleich wie geschickt und ausdauernd sie verhandelten, jedes Mal gab es noch weniger Jobs, wenn es vorbei war.

Aber darüber durfte man nicht sprechen. Das war eine weitere Regel in unserem Viertel: Geh den Männern niemals wegen der Arbeit auf den Senkel. Sie marschierten fünf Tage die Woche ins Werk und malochten ihre Stunden ab wie eine Sträflingskolonne in Ketten, und wir sollten ihnen dafür dankbar sein. Dankbar sein und nichts hinterfragen.

Mein Vater kam die Treppe herunter, während meine Mutter den Rest ihres Getränks hinunterkippte und das leere Glas auf dem Rand des Plattenspielers abstellte.

»Seid ihr fertig?«, fragte er uns.

»Ich bin bereit«, gab ich schulterzuckend zurück. »Aber ich will meinen eigenen Wagen nehmen.«

Mein Vater hob eine Braue. »Den Haufen Schrott? Ich bin nicht mal sicher, ob der es bis zum Laden an der Ecke schafft.«

»Der Wagen fährt überallhin«, widersprach ich. »Der könnte auch bis zu den Sternen fahren.«

Er grinste. Seit ich 16 geworden war und den Impala gekauft hatte, mit gespartem Taschen- und Essensgeld, war das unser Spielchen. Mein Vater bedachte mich mit einem spöttischen Grinsen und zog über das Auto her, das wir gemeinsam auf Vordermann gebracht hatten, und ich prahlte im Gegenzug damit.

»Ach was«, winkte er besserwisserisch ab. »Damit könntest du nicht mal rechtzeitig zum nächsten Gottesdienst kommen.«

»Da hast du aber unrecht.« Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Der Wagen würde es sogar bis zum Jupiter schaffen.«

Meine Mutter goss sich noch einmal nach, stürzte ihren Drink hinunter und verdrehte die Augen. »Sind wir jetzt fertig?«

Das Grinsen meines Vaters blieb breit. »Lassen wir den Impala dieses eine Mal zu Hause, Phoebe, und fahren gemeinsam.«

»Schätze, das wäre okay.« Ich erwiderte sein Lächeln und dann machten wir uns als Familie auf den Weg zu meiner Abschlussfeier.

Im Football-Stadion fanden Jacqueline und ich uns inmitten eines Ozeans aus satinschwarzer Monotonie.

»Deine Mutter.« Ich schüttelte den Kopf. »Sie lässt niemals locker, oder?«

»Niemals«, bestätigte sie mit einem Seufzer.

Wir tauschten Plätze mit anderen in der letzten Reihe, um nebeneinandersitzen zu können. Das würde zwar die Reihenfolge bei der Namensnennung durcheinanderbringen, aber das war uns egal. Was konnten sie noch für Strafen verhängen? Wir waren so gut wie frei.

Während die Sprecherin der Abschlussrede langatmig palaverte, ließ ich den Blick über die Gesichter um uns herum schweifen, um mir einige davon einzuprägen, die ich heute vielleicht zum letzten Mal sehen würde. Die Tochter des Predigers. Die Tochter des Arztes. Die Söhne der Stahlarbeiter. Der Typ, der Anwalt werden würde, weil sein Daddy auch einer war. Das Mädchen, das einsam sein würde, weil seine Mutter auch einsam war.

Keiner von denen bemerkte, dass ich sie betrachtete,

abgesehen von einem Mädchen. Sie trug Bandagen um ihre Arme, so eng gewickelt, als wäre es eine Rolle Stacheldraht. Lisa Carter. Ihr Vater arbeitete am selben Band wie meiner. Nicht dass wir deswegen automatisch Freundinnen gewesen wären, aber die Art, wie sie mich ansah, hatte etwas seltsam Intimes. Sie starrte aus zwei Reihen Entfernung zu mir herüber, bis ich mich wie aufgebrochen fühlte, als hätte ihr Blick mich zweigeteilt. Meine Haut spannte sich enger über meinen Knochen, und ich konnte ein heftiges Frösteln nicht unterdrücken.

»Bist du okay?«, flüsterte Jacqueline, und ich nickte abwesend dazu.

Ein paar Sitze weiter knipste jemand ein Foto, und das Blitzlicht ließ Lisas Körper aufglänzen. Sie hatte beide Ärmel hochgekrempt, und die Haut auf ihren Armen erschien geradezu tropfnass, der Saum ihres Talars ebenso feucht. Es hatte heute nicht geregnet, daher gab es keinen logischen Grund dafür, dass sie hier in einem solchen Zustand saß.

Ich atmete tief ein, um mich wieder zu fassen. Es war ein heißer Tag, also war sie vielleicht durch die Rasensprenger gerannt, bevor sie die Denton Street verlassen hatte. Das schien mir auf bizarre Art zu Lisa zu passen, dass sie sich völlig durchnässen ließ und sich dann nicht die Mühe machte, sich wenigstens mit einem Handtuch abzutrocknen. Oder sie war durch dieselben unerklärlichen Fußspuren gegangen wie ich.

Vielleicht hatte sie diese Fußspuren aber auch hinterlassen.

Sie kratzte an ihren Verbänden und grinste mich an, und ich erwiderte das mit einem halbherzigen Lächeln. Mein Magen krampfte, als ich den Blick abwandte und nach irgendetwas anderem Ausschau hielt, das ich ansehen konnte, irgendetwas, damit ich nicht weiter darüber nachdenken musste, wie mich das seltsame Mädchen anstarrte.

Und dann fand ich selbst etwas zum Starren. Eine Reihe weiter vorn hockte ein Pärchen eng beieinander. Das Mädchen hatte sich an den Jungen geschmiegt, die Schultern eingezogen, während er zurückgelehnt dasaß, unbeteiligt wie eine Nation, die sich der Neutralität verschrieben hat. In der Menge konnte ich ihre Gesichter nicht wirklich erkennen, aber das war auch gar nicht nötig. Das mussten Clint und Dawn sein. Kein anderes Paar in der Schule saß so zusammen, Hand in Hand, ohne sich wirklich zu berühren. Als ein Kopf zur Seite ruckte, atmete ich scharf ein, denn nun konnte ich Clint ganz deutlich sehen. Er beobachtete mich, und als er sah, dass auch ich in seine Richtung blickte, hob er schwach die Hand, wie zu einem lustlosen Gruß.

Jacqueline, der niemals etwas entging, schnalzte mit der Zunge. »Hat der dir gerade *zugewunken?*«, flüsterte sie. Der Gedanke erschien ihr so verhasst, dass sie die Worte wie winzige Feuerkugeln hervorspie.

Ich nickte. Nach allem tat er immer noch gern so, als wären wir Freunde. Und ein Teil von mir – der Teil, den ich am meisten hasste – wollte zurückwinken, wollte mit ihm befreundet sein, wollte alles vergessen.

Aber Dawn saß direkt neben ihm und gemahnte mich mit ihrem geschwollenen Bauch daran, dass das niemals geschehen durfte.

Clint mit dem kantigen Kinn und den gebrochenen Versprechen.

Du bist die Einzige für mich, Phoebe.

So etwas habe ich noch nie gefühlt.

Ich werde dich für immer und ewig lieben.

Natürlich dachte ich nicht, dass immer und ewig mit einer schnellen Nummer auf dem Rücksitz enden würde, als meine Eltern Jacqueline und mich zu einem Wochenende am See mitnahmen, raus aus der Stadt.

»Wir wollten nur mal die Zehen ins Wasser stecken«, meinte Jacqueline später. »Ich schätze, auf seine Art wollte

Clint auch nur mal was irgendwo reinstecken.«

Ich habe erst von dem Rendezvous erfahren, nachdem das Resultat des heimlich im Leader Drugstore in Downtown gekauften Tests klar war. Ich stellte mir vor, wie Dawn ungenau mit der Pipette und dem Röhrchen des Frühtests hantierte, während Clint mit finsterem Gesicht über ihr auftrug und Anweisungen hervorstieß, als wüsste er, was zu tun sei.

Zwei Stunden später, als der Kreis im Teströhrchen bestätigte, dass eingetreten war, was sie fürchteten, überließ er Dawn ihren Tränen, die sie im holzvertäfelten Bad ihres Elternhauses allein trocknen musste, und tauchte vor meiner Tür auf. Mit verquollenen Augen und rotzverschmierter Nase jammerte er: »Es tut mir so leid, es war nur das eine Mal, kannst du mir nicht verzeihen?« Als wäre mein Mitleid die Salbe, die jene Nacht und jenen Zeugungsakt rückgängig machen könnte.

Ich gab ihm eine so heftige Ohrfeige, dass sein Ring mit dem Schulwappen von meinem Finger flog und irgendwo in den Ligusterbüschen landete. Wahrscheinlich ist er immer noch dort, im Dreck vergraben mit der Zukunft, die ich niemals haben würde.

Die Nachricht kam über die Denton Street wie eine biblische Plage, und als erst einmal alle über Dawns ›Zustand‹ Bescheid wussten – denn so nannten sie es, als wäre das Ding, das sich in ihrem Unterleib eingenistet hatte, ein bösartiger Tumor und kein Baby –, hielten die Mütter eine Notfallbesprechung am Samstagmorgen ab, zu der es labbrige Vollkornkekse, Lipton-Tee und Sorgenfalten auf Stirnen gab, wohin man blickte. Da der werdende Vater nun der Schwiegersohn war, den meine Mutter niemals haben würde, wollte sie die Einladung wegen Befangenheit ablehnen und schützte einen Interessenkonflikt vor, wurde aber trotzdem mit einberufen. Wenn die Hausfrauen im Viertel eins schätzten, war es, dass alle konform gingen.

Das Treffen dauerte genau 43 Minuten.

»Die haben praktisch Schnick-Schnack-Schnuck mit dem Leben dieses Mädchens gespielt«, beschwerte sich meine Mutter bei mir, als sie nach Hause zurückkam. Nur dass die Optionen bei diesem Spiel ›Klinik‹, ›Adoption‹ und ›Dann darf sie es wohl behalten, oder?‹ waren.

Die Mütter in der Denton Street waren schon immer so gewesen. Getrieben von der Öde des Hausfrauendaseins und ihren vermeintlich guten Absichten nahmen sie es auf sich, für alles und jeden Entscheidungen zu treffen, insbesondere für die Mädchen, und wir taten tendenziell, was immer es war, das sie von uns erwarteten. Schließlich waren unsere Mütter für gewöhnlich mit im Raum, wenn abgestimmt wurde.

Tatsächlich war an jenem Tag auch Dawns Mutter dabei, aber sie sagte nicht viel dazu, sondern hockte mit gesenktem Kopf und feuchten Augen in der Ecke. Dein Mitspracherecht war verwirkt, wenn dein eigenes Kind einen so großen Skandal in der Nachbarschaft verursacht hatte.

Das Treffen endete, als der Eistee zur Neige ging und die Mütter großmütig beschlossen hatten, dass Dawn die Schule zu Ende machen durfte. Sie würden entscheiden, wie weiter zu verfahren war, *nachdem* das Baby geboren wäre, als lägen dann immer noch alle Optionen auf dem Tisch.

Dawn war bei dieser Debatte nicht zugegen. Sie war nicht einmal in der Stadt. Eine wohlmeinende Tante aus Akron war am Morgen in der Denton Street eingetroffen und war mit ihr zum Towpath Trail verschwunden, der 25 Meilen von Cleveland entfernt begann, um sicherzustellen, dass das Mädchen die Besprechung auf keinen Fall mit anhörte. Ganz so, als wäre der Tratsch ebenso dicht wie der Smog über der Stadt und als könnte der Wind ihr eine giftige Brise davon um die Nase wehen, wenn sie sich in der Nähe aufhielt. Niemand war der Meinung, man müsse auch die Person hören, deren Meinung eigentlich die